



Unterhaltungs-Beilage der Kamener Zeitung für Stadt und Land

Um den Mammon.

Roman von Georg Droukowsk.

(30. Fortsetzung.)

Als Ada ihn erblickte, ging sie ihm entgegen und erzählte ihm in ruhiger, geschäftsmäßiger Weise, wie sie gestern Franz Kossak getroffen, mit ihm nach Richmond-Hall gefahren sei, wo er verheerend verunglückt, daß sie die Nacht im Klubhaus zugebracht hätten und daß sie es jetzt für ihre Pflicht halte, den jungen Menschen zu pflegen, bis er kräftig genug sei, um die Reise nach Hamburg allein antreten zu können.

Edgar hatte erst gleichgültig zugehört. Als sie den Namen Franz Kossak nannte, wurde sein Interesse rege. Er wußte, daß war der Sohn des Mannes, der ihm sterbend das Geheimnis der defraudierten Millionen anvertraut hatte, und er war begierig, den jungen Menschen kennen zu lernen. Er hatte die Hoffnung und gleichzeitig die Befürchtung, daß dieser junge Mann vielleicht etwas von dem verdorbenen Schatz wissen könne, und wollte versuchen, ihn geschickt auszuholen. Dazu bot sich ihm jetzt eine günstige Gelegenheit und er machte daher sofort den Vorschlag, Franz mit ins Savoy-Hotel zu nehmen, dort könne er solange in Adas Pflege bleiben, bis Franz selber die Absicht habe, nach Hamburg zurückzukehren.

Und nachdem Edgar mit Franz flüchtig bekannt geworden war und Edgar etwas kritisch die schäbige Kleidung des jungen Mannes gemustert hatte, verließen die drei die Babbington-Station, und wie gestern führte Ada am Arm den nach dem gestrigen Ereignis doppelt hilflosen jungen Menschen hinunter.

Ein Wagen brachte sie nach dem Savoy-Hotel, wo Franz ein Zimmer erhielt; Edgar zeigte sich ganz besonders besorgt um ihn, indem er ihm nicht nur einen Arzt kommen ließ sondern auch den Vertreter eines Herrenkonfektionsgeschäftes, bei dem Franz sich eine vollständig neue Equipierung bestellen mußte.

Zwei Tage waren vergangen; Franz, der sich durch die Ruhe und die sorgsame Pflege, besonders aber durch das Bewußtsein seiner edlen Tat, sehr bald erholt und sich bereits kräftig genug fühlte, drängte auf seine Abreise nach Hamburg. Edgar suchte dieselbe hintanzuhalten, weil er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte, aus Franz herauszubringen, ob er etwas über die Millionen seines Vaters wußte.

Es war am Abend, Edgar war wie gewöhnlich fortgegangen. Ada und Franz befanden sich im Zimmer der ersten. Und als Franz äußerte, daß er am nächsten Tage bestimmt zu reisen gedenke, hielt Ada es für angemessen, den jungen Mann ganz und gar in ihr Schicksal einzutreiben.

Franz hatte mit innerem Erstaunen das seltsame Verhältnis zwischen Ada und Edgar wahrgenommen, hatte aber nicht gewagt, diesbezüglich eine Anfrage an Ada zu richten. Jetzt erst erfuhr er den ganzen Zusammenhang und das ganze namenlose Unglück, in das Ada geraten war.

Der junge Mensch hörte mit todtraurigen Gefühlen zu. Was sollte er dem armen Mädchen zum Troste sagen? Denn sie hatte

ihm von vornherein erklärt, daß sie nie und nimmer die Verzeihung ihres Vaters nachsuchen werde. Und so schwebte Franz, als sie beendet hatte; nur ganz heimlich nahm er sich vor, es dennoch zu versuchen, eine Versöhnung zwischen Vater und Tochter herbeizuführen.

Ueber ihre Zukunftspläne äußerte Ada kurz, daß sie das Schicksal tragen werde, welches sie sich selbst bereitet hatte, und daß sie als Edgars Weib solange an seiner Seite zu bleiben entschlossen sei, bis er ihrer überdrüssig werden würde. Dann wolle sie sich auf eigene Faust recht und schlecht durchs Leben schlagen.

„Erzählen Sie nun meinem Vater von mir oder nicht,“ schloß Ada ihre Auseinandersetzung, „an meinem Schicksal wird das nichts ändern. Mein Vater wird nicht ändern Sinnes werden, und ich kann es ebenfalls nicht!“

Ada war jetzt auch in der Tat resigniert geworden. Ihre einstige spröde Kühle und Klugheit war wieder über sie gekommen, nachdem der leidenschaftliche Sturm verbraust war, und sie hoffte, mit Hilfe ihrer wiedergewonnenen Ruhe ihr Schicksal zu meistern.

Am nächsten Tage suchte Edgar den jungen Mann zu einer längeren Unterredung auf und nachdem er geschickt das Gespräch auf die Millionen des Vaters von Franz gebracht hatte, gewann er bald die Ueberezeugung, daß der Sohn von dem Verbleib des Geldes nicht die geringste Ahnung hatte.

Das beruhigte Edgar und so verabschiedete er sich ohne längere Verzögerung von Franz. Ueber sein Verhältnis zu Ada sagte er nichts, auch für Parisius trug er dem jungen Mann nichts auf; er nahm an, daß Ada dies hinlänglich besorgt haben würde.

Am Abend des dritten Tages, nachdem Franz in das Savoy-Hotel gekommen war, trat er die Rückreise nach Hamburg an.

Ada begleitete ihn zum Bahnhof. Man sah es ihr an, daß sie gewaltsam jede Nührung unterdrückte, daß sie zeigen wollte, wie gut sie sich bereits in ihre Rolle, das Leben weiterzutragen zu müssen, gefunden habe.

Kein Wort von ihrem Vaterhaus, kein Gruß kam über ihre Lippen und Franz ehrte dieses stolze Schweigen.

Aus dem Coupee heraus wechselten sie einen letzten Händedruck. Franz verjüngte dem schönen, verschlossenen Weibe in die Augen zu blicken, aber sie wandte den Blick ab und Franz glaubte, in ihren Augen eine verräterische Träne blinken zu sehen.

Dann setzte der Zug sich in Bewegung. Ein leises Lebewohl, ein letzter Gruß, und als der Zug donnernd aus der Halle fuhr, da flammten die bleichen Lippen der unglücklichen Frau die Worte, die ihr schier die Seele abdrückten und die sie dennoch nicht ausgesprochen hatte:

„Gruß mir die Heimat und das Vaterhaus!“

Und Franz lehnte sich zurück. In seiner Seele stand es fest: „Hier hast du eine Aufgabe zu erfüllen, die deine Lebensauf-

gewöhnlich ihre rechte Hand verlor, während die Linke mit einem Handschuh bedeckt war. Die Dame machte den Eindruck einer Fünfszigerin, war jedoch weit älter, und ihr regelmäßiges Gesicht wies noch jetzt die Spuren großer Schönheit auf.

Die Gesellschaft blieb heute bis spät in die Nacht zusammen; die Dichter waren tief heruntergebrannt und warfen ein flackerndes Licht auf die Anwesenden.

„Nun, für heute, dachte ich, hätten wir genug gespielt,“ sagte ein alter Marquis, und legte die Karten beiseite. „Die Damen werden schon böse sein, da wir uns so ungalant gegen sie benehmen.“

„Nun, so erzählen Sie uns eine Geschichte aus der alten Zeit, Herr Präsident,“ wandte sich die Hausfrau an einem weißhaarigen Herrn, der sich bisher nur wenig an der Unterhaltung beteiligt hatte.

„Sie meinen aus meiner Jugendzeit,“ versetzte der Angeredete der Präsident de Page. „Nun, ich bin gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen und werde Ihnen etwas aus jener Zeit erzählen, als ich noch Parlamentspräsident war.“

Meinen philosophischen und moralischen Neigungen glaubte ich es schuldig zu sein, stets möglichst milde zu Werke zu gehen und die Strenge des Gesetzes nach Kräften zu mildern. Unglücklicherweise vermochte ich aber trotz meines guten Willens nur sehr wenig durchzusetzen, denn wir waren 13 Richter; ich hatte als Präsident nur eine Stimme und sah mich infolgedessen häufig in die traurige Notwendigkeit versetzt, Abmachungen zu unterschreiben und gut zu heißen, die durchaus gegen meine Ueberzeugung sprachen. So war es kein Wunder, daß ich bald meinen Kollegen verhaßt wurde, während meine philosophischen Freunde mich der Laubheit bezichtigten, weil es mir nicht möglich war, ihre Bestrebungen in der erforderlichen Weise zu unterstützen; ja, die Erbitterung gegen mich ging sogar so weit, daß sie strenger gegen die Angeklagten auftraten, als es nötig war, nur um mir mein Amt zu erschweren. Manche der hier anwesenden Herrschaften haben wohl schon zu der Zeit gelebt, da die Folter noch nicht abgeschafft war, und in der Epoche, von der ich Ihnen erzähle, war es noch üblich, einem Angeklagten dadurch ein Geständnis abzupressen, daß man ihm einen Finger abbrach, einen Arm oder ein Bein austriß oder ihm den Magen voll Wasser pumpte.

„Eines Tages nun,“ fuhr der Präsident unter allgemeiner Spannung fort, „legte meine Milchschwester Franziska, deren Mutter, meine Anne, gerade gestorben war, den 20 Stunden langen Weg von Montreux nach Paris zu Fuß zurück, um mich aufzusuchen. Ihrem heißen Wunsche gemäß, nahm ich sie in meinem Saule auf und sorgte für ihre Unabhängigkeit.“

Der zweite Teil meiner Erzählung ereignete sich genau fünf Jahre später. Meine mich hassenden Kollegen hatten sich verschworen, einen wegen Falschmünzerei angeklagten Menschen auf die Folter bringen zu lassen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes hatten sie dazu das volle Recht; ich konnte und durfte nichts dagegen tun, und dennoch mußte ich gewärtig sein, daß man mir in der Öffentlichkeit die größten Vorwürfe machte.

Trotzdem blieb mir nichts weiter übrig, als mich dem starren Gesetze zu fügen und dem Unglücklichen vermittelst der Folter ein Geständnis abzupressen. Mein Ruf war vernichtet, das Volk stellte mich mit meinen Kollegen auf eine Stufe, und diese riefen sich die Hände, denn sie hatten ja ihren Zweck erreicht, ich war öffentlich unmöglich gemacht. Doch nicht das war mir das Schmerzlichste; weit tiefer berührte es mich, daß man die Folter, die eine Zeit lang geruht, wieder aufnahm und armen Menschen, auf einen bloßen Verdacht hin, die Glieder zerriß.

Um das Unglück abzuwenden, schrieb ich heimlich mehrere Aufsätze, die ich anonym erscheinen ließ; ich überreichte Ludwig XVIII. eine Denkschrift; doch alles war umsonst, ich erreichte nichts. Niemand unterstützte mich, das Volk las allerdings meine Aufsätze, doch der Hof ließ sie verdrängen, und der unglückliche Angeeschuldigte unterlag der Folter.

Zu jener Zeit wurde ich bestohlen und machte dem Generalanwalt, meinem Kollegen, sofort davon Mitteilung. Man hatte mir eine Schnupftabakdose entwendet, die etwa einen Wert von 20 000 Francs repräsentierte, für mich aber unschätzbar war, weil sie ein von meinem Vater hinterlassenes Andenken bildete. Der Generalstaatsanwalt ordnete eine Untersuchung an, mein Haus wurde vom Keller bis zum Dach durchsucht, und wirklich fand man die Dose und zwar im Bette meiner Milchschwester Franziska.

Franziska, meine hübsche Milchschwester, das kleine Bauernmädchen aus Montreux, das zu Fuß im strengsten Winter nach Paris gekommen war, ward des Diebstahls beschuldigt und den Richtern vorgeführt. Ich wollte meinen Platz einem Anderen abtreten, doch das gestattete man nicht, sondern berief sich bösbasi auf meine berühmte Unparteilichkeit. Meine Feinde jauchzten, das Volk machte Miene, mich zu steinigen, wenn ich die Folter zur Anwendung gelangen ließe, denn Franziska leugnete zuerst mit Hartnäckigkeit

und erinnerte mich unter herzerweichendem Schluchzen an unsere Jugendzeit. Ich aber blieb kalt und unbarmherzig, gab den Befehl, sie zu entkleiden und ließ sie in die Folterkammer schleppen. Die Folterknechte pumpten dem Mädchen den Leib voll Wasser; jetzt schrie Franziska nicht mehr, aber dafür sah sie mich mit herzerweichendem Blicke an. Noch immer gestand sie nichts, sondern leugnete fortwährend, nun ließ ich ihr die Knie zusammenpressen, und sie hörte mit Schreien auf.“

Als der Präsident diese Worte gesprochen hatte, sank die alte Magd, welche im Salon das Feuer geschürt hatte, ohnmächtig zur Erde. Herr von Page sprang auf sie zu, bog ihr den Kopf zurück und sagte nach längerer Pause:

„Nun, sie ist es nicht, Franziska war blond und ist später gestorben.“

„Die Folterknechte,“ fuhr er dann weiter fort, „legten ihr glühende Kohlen auf die Brust; sie schrie nicht, denn sie war unschuldig, was ich nur zu gut wußte, denn ich selbst hatte die Dose genommen und in das Bett gesteckt, damit meine Milchschwester vor Gericht gestellt und gefoltert werden sollte.“

Die anwesenden Damen schrien auf und legten die Hand vors Gesicht, und ich war so entrüstet, daß ich den Präsidenten hätte durchbohren mögen. Dieser aber faltete seine Hände, schwieg eine Weile und fuhr fort:

„Wie gesagt, die Folterknechte brachen ihr Finger für Finger, Glied für Glied, die rechte Hand ab, und ich glaubte beim Anblick des strömenden Blutes ohnmächtig zu werden. Franziska war endlich von der gräßlichen Qual schwach geworden und hatte bekannt. Ja, sprach sie, „ich habe gestohlen,“ aber noch jetzt sah sie mich mit einem Blicke an, in dem ihre ganze Unschuld geschrieben stand.“

Der Präsident hatte seine Worte kaum beendet, als ich sah, wie sich neben der Frau von Macquerville eine weibliche Gestalt, einem Geistes ähnlich, erhob. Sie zog einen Handschuh ab und zeigte eine schlaff herunterhängende Hand, die sie dem Präsidenten aufs Haupt legte. Herr von Page erhob die Augen gen Himmel, und eine entsetzliche Ahnung schien ihn zu durchzucken.

Er war totenblau geworden, und ein tiefes Schweigen herrschte im Saale.

Aus den Augen der beiden alten Leute, die sich gegenseitig vernichtet hatten, flossen heiße Tränen, und die Worte, die sie vergeblich herauszuziehen sich bemüht, blieben ihnen in der Kehle stecken. Endlich sagte sie der ehemalige Parlamentspräsident ein wenig, ergriff die gebrochene Hand, drückte sie an seine wulstigen Lippen und küßte sie, wie ein Sterbender die Hostie küßt. Gerechtigkeit hat er um Verzeihung, und sie ward ihm zu teil, denn Frau von Casa-Blanca schlang den linken Arm um den Hals des Milchbruders und lächelte ihm Vergebung zu. „Am Abend des Tages aber, an dem die Folterknechte ihre Pflicht getan“ — schloß der Präsident seine Erzählung — „war bei Dose ein großer Ball. Ich erschien auf demselben in meinem Richterkleide und trug in meiner Robe das Dokument, in welcher die Verurteilung Franziskas stand. Ich trat vor den König, ließ mich vor ihm auf die Knie nieder und sprach: „Sire, am heutigen Tage hat der Folterknecht meine des Diebstahls angeklagte Milchschwester Franziska der hochnotpeinlichen Frage unterworfen und ihr die Hand, Glied für Glied, Finger für Finger abgebrochen. Ich selbst bin ihr Ankläger gewesen, und sie hat sich für schuldig erklärt, Sire.“

„Für schuldig?“ fragte der König.

„Ja, Sire: doch ist sie unschuldig; denn ich habe sie selbst vorfänglich falsch angeklagt und alles so gedreht, daß die Schuld auf sie fallen mußte.“

Der König trat erstaunt und entsetzt einen Schritt zurück und fragte:

„Warum haben Sie das getan, aus welchem Grunde, mein Herr?“

„Weil ich Ihnen, Majestät, auf das Klarste beweisen wollte, daß man alles, aber auch alles aus einem Angeklagten herausbringen kann, wenn man die Folter zur Anwendung gelangen läßt. Ich habe diesen Beweis liefern wollen, und um dieses Ziel zu erreichen, habe ich ein Mädchen geopfert, das ich liebte. Jetzt, Sire, darf ich wohl hoffen, daß diese verhaßte Institution der Folter auf ewig aus der Welt verschwinden wird.“

„Meine Herren, weshalb hat man den Ball unterbrochen?“ fragte Ludwig XVIII. „Ich bitte, die Musik soll weiter ertönen.“

Nachdem er diesen Befehl erteilt, rief er den Premierminister herbei und sprach:

„Mein Herr, von dem heutigen Abend an ist die Folter in Frankreich abgeschafft; ordnen Sie alles Nötige an, und tun Sie es morgen in meinem Königreiche kund.“

Verantw. Redakteur Fr. Meyer, Kamen.

Druck und Verlag von C. Meib in Börde.

und der Sonne wiedergeben!" Und als er über diesen Gedanken die Augen schloß, da sah er plötzlich ein anderes Bild vor sich, ein Bild, das ihn mit Schreck und süßem Schauer erfüllte. — er sah sich selbst, als den Gatten an der Seite dieses schönen, angebeteten Weibes, ihr das langeschleppte Kleid wiederzubringen.

Und als er dieses Phantom verjagen wollte, weil es ihm gar zu fern und unerreichbar erschien, da fühlte er es an dem heißen, überquellenden Gefühl seines Herzens, daß ihm das nicht mehr möglich sei, daß er unrettbar in die schöne, stolze Frau verliebt war.

XX.

Sobald Franz Kossak in Hamburg eingetroffen war, begab er sich zunächst zu seinem Chef, Herrn Otto Parisius, der ihn bereits mit großer Geduld erwartet hatte, da das Telegramm, das sein Eintreffen verkündete, schon vor mehreren Tagen angelangt war, ohne daß eine weitere Nachricht kam.

Franz erzählte seinem Chef die Erlebnisse, die ihn in London zurückgehalten hatten, und sprach auch von seinem letzten Unfall, ohne indessen Ada's Erwähnung zu tun.

Während er mit Parisius redete, studierte er aufmerksam dessen Mienen, um irgend etwas da herauszulesen, das ihm von der Trauer des Vaters um die verlorne Tochter erzählte. Aber der alte Kaufmann schien von Stein zu sein, oder er hatte sein Herz so in der Gewalt, daß er durch keine äußerliche Bewegung verrät, welches Schicksal ihn betroffen. Nicht nur, daß die ganze Stadt sich mit der Affäre seines Hauses, mit dem Duell und der Flucht seiner Tochter beschäftigte, wobei das allgemeine Urteil über diese nicht zum besten lautete, — nein, so sehr er sich dagegen sträubte, fühlte er in seinem Innern, daß die Sonne ihm untergegangen, daß er nun vollständig vereinsamt sei. Aber äußerlich war von diesem todtraurigen Bewußtsein nichts an ihm zu merken, vielleicht waren seine grauen Haare eine Nuance lichter geworden, vielleicht hatten die Falten auf seiner Stirn sich vertieft, und der ernste Zug um den Mund sich verschärft, aber das blieb jedem Fernstehenden verborgen, das hätte vielleicht nur ein liebendes Auge gesehen, und ein solches waltete nicht mehr im Leben des einsamen Mannes.

Parisius war gegen seinen Angestellten, der in seinem Dienst von so vielerlei Unbill verfolgt worden war, von größter Güte und Güte. Er wies ihm vor allem einen namhaften Geldebtrag als Entschädigung an und gewährte ihm außerdem einen unbegrenzten Urlaub, damit Franz sich erst vollständig erholen und kräftigen konnte, ehe er seine regelmäßige Tätigkeit wieder aufnahm. Die Begrüßung hatte in den Geschäftsräumen der Firma stattgefunden. Sobald Franz das Kontor seines Chefs verlassen hatte, begab er sich zu seiner Mutter.

Es war ein herzliches Wiedersehen. Die Güte des Herrn Parisius hatte die Lage der kranken Frau in jeder Weise zu einer sorglosen gemacht, und die Pflege des Arztes hatte ihr den Gebrauch ihrer Glieder soweit zurückgegeben, daß sie wieder ihren gewohnten Platz am Fenster des Wohnzimmer einnehmen konnte, um von da aus, wie sie es gewohnt war, den ganzen Tag in das Gewühl der Straße hinabzublicken.

Die Freude der alten Frau, als sie ihren Sohn endlich wieder hatte, nachdem er ihr fast verloren erschien, war unbeschreiblich, und Franz dem das Herz von alledem was er erlebt hatte, so überfüllt war, war glücklich, seine Mutter zu seiner Vertrauten machen zu können. Er erzählte seiner Mutter seine Abenteuer und Erlebnisse mit Ada; um ihr schließlich zu gestehen, daß er unsagbar in das feine, unglückliche junge Mädchen verliebt war. Das stimmte seine Mutter nur sehr traurig. Mit ihren klugen Augen, die sich langsam mit Tränen füllten, blickte sie verloren zum Fenster hinaus.

„Das ist ein großes Unglück, mein lieber Sohn!“ begann sie klagend. „Man soll nie über seinen Stand und seine Sphäre hinausstreben. Gerabeso begann das Schicksal deines Vaters. Er wollte mit aller Gewalt reich werden, ach, und er hat sein Verlangen so schwer, mit so namenlosen Qualen büßen müssen. Auch du willst etwas erstreben, was dir nicht erreichbar ist, und wirst dich vielleicht in Gefahren stürzen, die auch über dich unendliches Leid bringen werden. Willst du glücklich werden, so laß diese Träume fahren, gehe nach wie vor deiner Tätigkeit nach und suche dir ein einfaches, bescheidenes Mädchen zu deiner Lebensgefährtin.“

Franz antwortete nicht, er wollte seine Mutter nicht noch mehr betrüben, aber in seinem Herzen wünschte er alles Leid der Erde auf sich zu nehmen für einen einzigen Hoffnungsstrahl, daß seine Liebe zu Ada jemals Erfüllung finden könne.

Am späten Nachmittag ging er hinaus nach dem Parkviertel, um seinem Chef in einer Privatunterredung seine Be-

wege zu finden, Ada aus der ihr verhassten, unwürdigen Verbindung zu erlösen.

Parisius war sehr erlaunt über das Erscheinen des jungen Mannes in seiner Villa. Er glaubte ja bereits den vollständigen Bericht seiner Reise entgegenzunehmen zu haben. Nichtsdestoweniger führte er ihn in sein Privatkabinett und erwartete hier, in seinem Sessel vor dem Schreibtisch sitzend, die Mitteilung seines Angefallenen.

Franz hatte sich vorher seine Rede zurechtgelegt und die Worte sorgsam zusammengestellt, mit denen er das Herz des alten Kaufmanns rühren wollte; als er aber jetzt sprechen sollte, verlor er sich in Gedanken, die Stimme um und er wußte nicht, wie er beginnen sollte. Endlich jedoch ermannete er sich und sagte:

„Der Zufall hat mich in London mit Ihrer Tochter zusammengeführt!“

Parisius blickte scharf auf und machte eine Bewegung, als wollte er das weitere Gespräch abbrechen. Franz bemerkte es und die Angst, sein Chef könnte ihn vielleicht nicht zu Worte kommen lassen, gab ihm plötzlich Mut und Beredsamkeit und er erzählte mit eindringlichen Worten, wie er Ada getroffen, wie sehr sie ihn tat bereue, wie unglücklich sie wäre und wie es ihm gelungen sei, sie von ihrem Entschluß, sich das Leben zu nehmen, abzubringen. Parisius bedachte bei den letzten Worten das Gesicht mit feinem Sand, als wollte er verbergen, welch ein Seelenschmerz sein Inneres durchdrang.

Und als Franz dies wahrnahm, fuhr er fort, in eindringlicher Weise zu schildern, welch eine Zukunft Ada bevorstände als die Frau eines Mannes, den sie verachten müsse, — als eine lieb- und heimatlose Weltflüchtige.

Franz glaubte bereits das Spiel gewonnen und das Herz des harten Mannes erweicht zu haben, aber als er schwieg, richtete Parisius sich fest auf, seine Augen blickten kühl und seine Stimme klang klar und ohne eine Spur seiner inneren Erregung zu verraten, als er sprach:

„Ich danke Ihnen für das Interesse, das Sie für mein Haus hegen, ich muß Sie aber bitten, meinen Familien-Angelegenheiten fernzubleiben, da ich niemand eine Einmischung in dieselben gestatten kann!“

Franz wollte noch etwas erwidern, aber da traf ihn ein kalter, abweisender Blick, daß Franz einsah, hier wäre jedes weitere Wort vergebens.

„Verzeihen Sie, Herr Parisius,“ stammelte er nur, „ich hielt es für meine Pflicht!“

„Sie haben derselben genügt, indem Sie mir von dem Zusammenhang unserer Mitteilung machten. Damit muß die Angelegenheit für Sie erledigt sein.“

Noch einen Augenblick stand Franz zögernd, dann machte er ein Verbeugung und verabschiedete sich. Er vermochte es nicht, die abweisenden Rakte seines Chefs gegenüber noch einmal den Mut zu einem neuen Angriff zu finden.

Sobald die Tür sich hinter Franz geschlossen hatte, fiel das stolze Patrikier in seinen Sessel zurück, seine hohe Gestalt sank förmlich in sich zusammen und die feine weiße Hand fuhr in hastiger Bewegung über das graue Haupt, als wollte er die kaum vollen Gedanken bannen, die es umschwebten wie unheimlichend Nachtvögel.

So schnell war die entsetzliche Strafe gefolgt! Seine Tochter war der Verzeiwung verfallen und würde es bleiben für ihr ganze Leben! Und ob auch sein Herz in wildem Schmerz sich krampfhaft er konnte ihr nicht helfen, — sie mußte erdulden, was sie selbst auferlegt hatte, wie auch er es tragen mußte, — wie es tragen würde vor den Menschen, stolz, kalt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken! —

Aller Hoffnung beraubt, wankte Franz aus dem Hause und ging wie ein Träumender den Weg nach Hause zurück. Was sollte er — was konnte er jetzt noch tun? Daß jeder weitere Schritt bei Parisius, dessen Mitleid für seine Tochter anzurufen, vergebens sei würde, war ihm vollständig klar, selbst wenn er den Mut das gesunde haben würde, und er selbst hatte ja weder irgend einen Einfluß, noch genügende Mittel, um der Tochter des Patrikier wenigstens in materieller Beziehung die Gelegenheit zu geben, sich von dem Manne, den sie verachtete, loszusagen. Auch war es ja noch sehr zweifelhaft, ob Ada es überhaupt dulden würde, daß er sich um ihre Angelegenheiten kümmere, denn wenn er auch glaubte, daß seine Liebe zu ihr ihm das Recht dazu gab, so wußte er doch ebensowohl, daß sie diese Liebe nicht im geringsten erwiderte.

(Fortsetzung folgt.)

O Rang! o Form! Wie oft durch äußere Schall und Tracht erzwingst Du Ehrfurcht von Toren, ja löstst Weisheit selbst durch jählich Begaukel.

Shakespeare.

Gesundheitliches.

Das stotternde Schulkind.

Es ist nachweisbar, daß das Stottern in unserer hastenden Zeit an Verbreitung zunimmt, und in unsern Schulen ist es eine häufig vorkommende Erscheinung. Rektor Godtfriing in Kiel ist es aufgefallen, daß in den Schulen Hollands, Belgiens, Englands und Frankreichs weniger Stotterer zu finden sind als bei uns. Dieser Umstand ist, wie Godtfriing in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege ausführt, zum Teil auf den bei uns herrschenden Schultönen zurückzuführen. Im allgemeinen leiden alle Stotterer mehr oder weniger an nervösen Erregungszuständen und Stimmungsschwankungen. Daher sind die psychischen Einflüsse, die auf sie wirken, für eine Verschärfung oder Hebung ihres Leidens wesentlich. Die Vorsehung, nicht sprechen zu können, darf nicht Wurzel fassen, und was dies bereits geschehen ist, muß die physische Erziehung im vollen Umfange einsehen. Das Kind stottert meistens schon in seiner vor-schulpflichtigen Zeit und wird zu Hause falsch behandelt. Seine Unfähigkeit, bestimmte Laute hervorzubringen, wird oft für Eigensinn und Trotz gehalten. Die Sprechangst macht sich infolgedessen immer stärker geltend; durch die Umgebung seiner Umgebung beim Anhören seiner Mitteilungen wird das Kind scheu, befangen, zurückhaltend. Das häufig gehörte: „Was soll aus dir werden?“ macht es mühsam. In der Schule wird sein Gebrechen von Lehrern und Mitschülern leicht entdeckt. Nicht selten hält der Lehrer das Stottern für Un-

Ein Wiedersehen.

Nach dem Französischen. — Deutsch von Wilhelm Thal.

Im letzten Winter besuchte ich in Paris jeden Freitag Abend eine Gesellschaft in einem Hause des Marais bei einer etwas älteren Dame aus höchst ehrenwerter Familie. Als ich in den Kreis dieser ersten, fast feierlichen Leute eingeführt wurde, war ich mehr meinen Neigungen und Gewohnheiten als meinem Alter gefolgt, denn nur selten traf man hier jüngere Männer an, und fast nie erschienen Mädchen oder junge Frauen. Ich war das jüngste von allen Mitgliedern der Gesellschaft und wurde von Allen stets so wohlwollend behandelt, daß ich mich bald recht wohl zu fühlen begann. Die Dame des Hauses hatte mich mit sämtlichen Familienverhältnissen der Teilnehmer unseres kleinen, aber dafür recht gewählten Kreises bekannt gemacht. Fast alle waren Abkömmlinge vornehmer Familien, die ein zwar nicht großes, aber ziemlich auskömmliches Vermögen in Ruhe und Behaglichkeit verzehrten.

Eines Tages hatte mich Frau von Hacqueville gebeten, vor den anderen zu erscheinen, um mich der Reihe nach mit den Eigen-tümlichkeiten der Personen, die sie empfing, bekannt zu machen. Ich folgte der Einladung und nahm, wie gewöhnlich, meinen Platz am Kamin ein. Die Hausfrau deutete mit dem Finger nach der Uhr und bestimmte im Voraus die Minuten, in welchen der oder jener erscheinen würde.

„Um 9 Uhr 3 Minuten,“ sprach sie, „wird Herr Guemareque eintreten; er ist der Nachkomme jenes Richters, den sein Vater zum Studium der Rechte zwang. Da er aber jedoch nicht die geringste Neigung zum Richterstande in sich verspürte, so sagte er den merkwürdigen Entschluß, stets gegen seine Ueberzeugung zu urteilen, und sprach infolgedessen Verbrecher, deren Schuld klar bewiesen war, dreimal frei. Sechs Jahre später stellte sich heraus, daß diese drei Männer in der Tat unschuldig gewesen waren, und der Vater des Herrn von Guemareque stellte seinem Sohne nunmehr frei, sich seinen Beruf selbst zu wählen.“

Die Hausfrau hatte kaum ihre Worte beendet, als Herr von Guemareque — es war 3 Minuten nach 9 Uhr — wirklich ins Zimmer trat.

„Um 9 Uhr 20 Minuten wird sich Herr von Grenville auf jenen Sessel setzen,“ fuhr Frau von Hacqueville fort.

„Ist das nicht der alte Herr,“ fiel ich ein, „mit dem kalten Blute und dem steifen Wesen?“

„Ganz recht, derselbe,“ lautete die Antwort.

„Er macht mir den Eindruck eines ziemlich energielosen Men-schen,“ fuhr ich fort.

„D, da irren Sie sich, und ich will Ihnen etwas erzählen, das Sie vom Gegenteil überzeugen wird. Der Baron wurde während der Schreckenszeit wegen irgend eines politischen Verbrechens verhaftet und in einem am Ufer der Loire gelegenen Turm gesperrt, in dem er etwa ein Jahr verblieb, ohne daß sich jemand um ihn bekümmert hätte. Endlich aber dachte man wieder an ihn, und er konnte über das Schicksal, das seiner harrte, nicht zweifel-

hast sein: sollte er doch vor den Wohlfahrtsausschuß in Nantes gebracht und dort abgeurteilt werden. Sein Kerkermeister war ein strenger, unbeugamer Mann, der für den Gefangenen keinerlei Mit-teilung fühlte; desto mehr war dies von Seiten der Frau des Kerker-meisters der Fall. Herr von Grenville mochte damals zwanzig Jahre alt sein, sah aber wie siebzig aus.

„Du könntest dem armen Menschen doch,“ sprach die Frau zu ihrem Manne, „in den paar Tagen, die er noch zu leben hat, ein wenig mehr Freiheit gönnen und ihn einmal zum Essen zu uns herunterkommen lassen.“

„Meinetwegen,“ sprach der Gefängniswärter, und so teilte Herr von Grenville die Mahlzeit der armen Leute.

Um etwas mehr Licht ins Zimmer bringen zu lassen, zog die Frau den Vorhang vor dem Fenster fort und gab dem Baron ihr kleines Tochterchen auf den Arm zum Halten. Herr von Grenville bedachte sich herzlich, trat ans Fenster, warf einen sehnsüchtigen Blick auf Gottes freie Natur und schleuderte das Kind in die Loire.

Wie ein Wahnsinniger stürzte der Gefängniswärter auf ihn los, während die Mutter die Treppe hinunterlief und der Baron durch das Fenster zu entkommen suchte. Dieses aber war zu eng, er blieb stecken und konnte weder rück- noch vorwärts. In diesem entsetzlichen Augenblick überkam den Kerkermeister der Gedanke, wer von beiden zuerst ins Wasser stürze, könne des Kindes Retter werden.

Deshalb zwangte er Herrn von Grenville durch die Deffnung hindurch, der nach wenigen Minuten mit dem Kinde zum Vor-schein kam und dasselbe am Ufer niederlegte. Daß er durch diese wunderbare Tat frei geworden, brauche ich wohl nicht zu er-wähnen, denn dort kommt er eben.“

In der Tat betrat der Genannte um 9 Uhr 20 Minuten den Salon, und kurze Zeit nach ihm erschienen noch mehrere Damen.

Frau von Hacqueville neigte sich zu mir herüber und flüsterte mir zu:

„Jetzt werde ich Ihnen die Damen vorführen. Um 9 Uhr 25 Minuten werden Sie Frau von Aguerouse eintreten sehen.“

„Ist das nicht Ihre Bufenfreundin, die stets die rechte Hand in einem Tuche hält und immer nur die linke gibt?“

„Nein, das ist Frau von Casa-Blanca.“

„Den Namen nach zu urteilen, eine Italienerin?“

„Nein, das nicht, aber sie hat einen italienischen General geheiratet. Ich weiß sogar nicht einmal, ob Frau von Casa-Blanca aus vornehmen Geschlechtern stammt, doch sie ist eine edle, hochherzige Frau.“

„Doch weshalb zeigt sie nie ihre rechte Hand, wissen Sie den Grund?“

„Nein, und ich habe auch nie danach gefragt, weil sie sich jedenfalls dadurch verletzt gefühlt haben würde.“

Sie unterbrach sich und ging Frau Casa-Blanca entgegen, welche eben ins Zimmer trat. Kurze Zeit darauf erschienen auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, man setzte sich an die Tische und spielte Carice, und außer Frau von Casa-Blanca und der Witin beteiligten si alle am Spiele. Die Erstere hielt wie